

DEM ZUGRIFF ENTZOGEN

Ästhetische und philosophische Anmerkungen zur Vergänglichkeit in der Industriekultur

Vortrag anlässlich des „Barbara-Gesprächs“ der
HANSA, Gesellschaft für Industriekultur e.V.
Waschkaue des Industriedenkmals, Emscheralle, 4. Dezember 2002

Karl-Heinz Brodbeck

Denkmal und Museum

Es scheint, als habe das Sich-Erinnern einen gesellschaftlichen Ort, eine Stätte für kulturelles Gedächtnis gefunden: Das Denkmal. Im Art. 1 Abs. 1 Denkmalschutzgesetz heißt es: „Denkmäler sind von Menschen geschaffene Sachen (oder Teile davon) aus vergangener Zeit, deren Erhaltung wegen ihrer geschichtlichen, künstlerischen, städtebaulichen, wissenschaftlichen oder volkskundlichen Bedeutung im Interesse der Allgemeinheit liegt.“ Das Fach „Denkmalpflege“ ist z.B. Teil der Ausbildung von Bauingenieuren und Architekten, meist gelehrt im Verbund mit dem Fach „Bausanierung“, und Immobilienberater geben online Hinweise auf die Möglichkeiten, Bau- oder Bodendenkmäler lukrativ zu nutzen. Im Jahr 1975 war zum ersten Mal ein europäisches Jahr des Denkmalschutzes ausgerufen worden, unter dem damals eher verwegenen Motto „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“. Denkmalpflege gilt – neben oder Hand in Hand mit den Geschichtswissenschaften – als Tür zur Vergangenheit, eine Tür, die man offen halten möchte, um die Gegenwart zu begreifen.

Die Industriekultur bleibt hier eher ein Stiefkind, aufbewahrt in ausgewählten Maschinen oder Erfindungen in den technischen Museen dieser Welt. Doch gerade sie verweist auf eine ganz andere, dem musealen Denken entgegengesetzte

Weise auf das Hereinreichen des Vergangenen in die Gegenwart. Mehr als konservierte Museumsobjekte zeigen die Ruinen der Industriekultur das Wesen der *Zeit*, der eine aufwändige Restaurations- und Erhaltungstechnik bei anderen „Kulturgütern“ gerade zu widerstehen trachtet.

Eine aufgelassene Fabrik, eine stillgelegte Zeche, alte Lagerhallen sind nur selten Gegenstand einer *neuen* Zur-Schau-Stellung. Sie finden ihren Weg wieder zurück ins Leben, in den Lebensprozess der Städte und der Natur: Als Wohnsitz für kaum mehr vermutete Tierarten, als Lebensraum für Jugendliche, die in alten Fabrikhallen Konzerte und Partys veranstalten, Theater spielen oder einfach nur einen Raum finden, indem sie dem Blick der vielen sozialen Kontrollsysteme entgehen. An den wenig beachteten Resten einer scheinbar vergangenen Industriekultur zeigt sich das Wesen der *Zeit*, das Wesen des Wandels in unübersehbarer Deutlichkeit. Es sind Denk-Male, die zu denken geben. Martin Luther gilt als Vater des Denkmalsbegriffs. In seiner Bibel-Übersetzung war „Denckmal“ die Übersetzung des griechischen Wortes *mnemosyne*, gleichbedeutend mit An-Denken oder Gedächtnisstütze.

Doch gerade dann, wenn man das An-Denken an ein Kulturgut nicht *herstellt*, wenn man nicht eigene Räume oder Kennzeichnungen verwendet, tritt an den aus dem täglichen Gebrauch herausgenommenen, dem Zugriff entzogenen Dingen etwas ganz anderes hervor. Diesem „Anderen“ möchte ich ein paar Gedanken widmen, abseits der Hauptstraßen des Denkmalschutzes, der musealen Bewahrung.

Die Verarmung der Aufmerksamkeit durch wirtschaftliche Nutzung

Durch die Vielfalt der Dinge zieht die wirtschaftliche Nutzung eine tiefe Grenzlinie. Diese Grenzlinie trennt zwischen brauchbar und unbrauchbar, nützlich und nutzlos, zweckmäßig und unzweckmäßig. Man kann die Ökonomie als einen Prozess beschreiben, der unaufhörlich diese Grenze neu definiert und neu errichtet. Die globale Wirtschaft vollzieht diese Unterscheidung immer mehr im planetarischen Maßstab. Dinge, Landschaften, Kulturgüter – vor allem aber Industrieanlagen und die Lebensräume, die sich um Produktionsstätten herum entwickeln, werden mit der eisernen Elle des pekuniären Erfolgs gemessen. Was nicht dem Betriebsergebnis dient, wird als bloßer Kostenfaktor betrachtet, und Kosten gilt es, das ist das Mantra modernen Wirtschaftens, unaufhörlich zu senken.

Diese ökonomische Funktionalisierung unterwirft alle Lebensräume mehr und mehr nur noch einem Maßstab, dem Maßstab der Brauchbarkeit, der Verwertbarkeit. Alles andere wird davon unterschieden als Kostenfaktor, als etwas, das es zu senken, zu minimieren oder auszuschneiden gilt. Die Dinge erscheinen nur mehr in ihren Funktionen, ihren *ökonomischen* Funktionen. Die Frage an die

Dinge lautet nicht: „Was bist du?“, sondern: „Was kostest du?“ Produktionsanlagen und die in ihnen tätigen Menschen treten in den Lichtkegel der Aufmerksamkeit nur insofern, als sie zum Produktionsergebnis beitragen. Der Zweck heiligt die Mittel. Die Mittel sind nur Diener des Zwecks im wirtschaftlichen Alltag. Ihre Wertschätzung liegt in ihrem Beitrag zum Gewinn, ihre Nützlichkeit beruht darauf, möglichst geringe Kosten zu verursachen.

Adam Smith, der Vater der modernen Wirtschaftswissenschaft, machte in diesem Zusammenhang eine wichtige Beobachtung. Smith sagte, dass die tägliche produktive Tätigkeit, geprägt durch ein hohes Maß an Arbeitsteilung, zwar die Produktivität immer mehr steigert, gleichzeitig aber auch jenen Ausschnitt, den wir von der Welt wahrnehmen, immer enger macht. Das ist die Tragik der Steigerung produktiver Möglichkeiten. Geistige Tätigkeit braucht Abwechslung, meint Adam Smith. Die Routinen des Alltags dagegen stumpfen ab, machen uns blind gegenüber dem, was die Dinge *außerhalb ihrer Funktionalität* sind. Smith vergleicht die moderne Gesellschaft mit weniger zivilisierten Völkern, und er kommt hierbei zu einer bedenkenswerten Beobachtung: Der Alltag einfacher Menschen in frühen Kulturen ist geprägt von einer Fülle der Aufgaben und Wahrnehmungen. Durch die moderne Arbeitsteilung steigt zwar die Fülle der verfügbaren Güter durch eine gesteigerte Produktivität, zugleich werden die Tätigkeiten des Alltags, die Arbeiten, ärmer und leerer. Der Preis für den Reichtum an Gütern ist die Armut der Tätigkeit.

Mit dem zunehmenden Reichtum wird nicht nur die Arbeit der meisten Menschen ärmer, auch die *Aufmerksamkeit* auf die Dinge erlahmt, ist sie doch meist nur – wenn auch intensiv und ermüdend – auf Weniges gerichtet. Georg Wilhelm Friedrich Hegel hat, wohl angeregt durch die Überlegungen von Adam Smith, hier eine bemerkenswerte Dialektik entdeckt. Wenn die Tätigkeiten durch Arbeitsteilung einfacher, also *abstrakter* werden – denn Abstrahieren heißt: „Vereinfachen“ –, dann können Maschinen an ihre Stelle treten. Hegel dachte dabei nicht nur an die Handarbeit, sondern sah auch die Möglichkeit voraus, Denkprozesse, das Rechnen zu vereinfachen und zu organisieren, bis schließlich Maschinen an ihre Stelle treten können.

Diesem ökonomischen Gesetz der Vereinfachung von Handeln und Denken, das es erlaubt, immer mehr menschliche Tätigkeiten durch Maschinen oder Apparate zu ersetzen, entspricht auch ein ästhetisches Gesetz, ein Gesetz der Wahrnehmung. Tätigkeiten werden nur dadurch einfacher, dass die Aufmerksamkeit sich auf *Weniges* richtet. Für die Produktion ist diese Konzentration der Aufmerksamkeit unabdingbar, beruht doch die Steigerung der Produktivität auf eben diesem Gesetz. So sorgt die tägliche Produktion unter dem strengen Regime des kaufmännischen *Controllings* auch dafür, dass die Wahrnehmung ärmer wird, dass die ästhetischen Aspekte all jener Dinge, die in Produktionsprozessen Ver-

wendung finden, nur unter *funktionalen* Gesichtspunkten sortiert werden. Es scheint, als führte der Reichtum an Gütern, die täglich die Fabriken verlassen und in den Kaufhäusern den Kunden ihren schönen Schein vorführen, gleichzeitig zu einer Armut der Wahrnehmung, der Aufmerksamkeit auf jene alltägliche Welt, die diesen Reichtum hervorbringt.

Die Welt scheint gespalten. Im Reich der Produktion heiligt nicht nur der Produktionszweck die Mittel, dort wird auch die Schönheit der Funktion geopfert. In der Welt des Verkaufs, der Distribution dagegen werden alle ästhetischen Mittel mobilisiert, die Aufmerksamkeit der Käufer zu fesseln und an Produkte zu binden. Diese ästhetische Arbeitsteilung ist der Schatten jener Grenzlinie, die unsere Welt in nützlich und nutzlos teilt. Für die Gewinnung von Aufmerksamkeit bei den Kunden wird ein ganzes Heer von *Kreativen* beschäftigt, Produktformen unter Einbeziehung der gesamten ästhetischen Erfahrungen früherer Jahrhunderte oder anderer Kulturen neu zu gestalten; bei der *Herstellung* und dem Transport dieser Produkte dagegen regiert die Funktion, genauer das Regiment der Kostenkontrolle.

Der „König Kunde“, immerhin ein ganzer Mensch, lebt in dieser dualen Rolle. Ästhetisch umschmeichelt durch die Kunst der Aufmerksamkeitsfesselung auf den Märkten, gibt der Kunde am Eingang einer Fabrikhalle oder eines Büros diese Maske ab, verwandelt sich in ein funktionales Glied des Produktionsablaufs und wird zum bloßen Kostenfaktor.

Wenn die Funktion entfällt: Vom Mittel zum Sein

Diese seltsame Dualität durchzieht auch und nicht weniger auffallend das Verhältnis zu den Maschinen, Bauwerken und ihrer umgebenden Landschaft. Obgleich die Menschen einen Hauptteil ihres Lebens in eben diesen Lebensräumen verbringen, ist diese Industriekultur doch aus der Aufmerksamkeit ausgeklammert. Genauer, sie erscheint nur in ihrem Dasein als Mittel zum Zweck, als Funktion.

Doch Maschinen, Bauwerke und umgebende Landschaften lassen sich nicht in der Funktion vollständig begreifen, die sie als bloßes Mittel eines Zwecks betrachtet. Wie man Menschen nicht darauf reduzieren kann, eine bloße Rolle zu spielen, eine Funktion zu erfüllen oder bloßer Kostenfaktor zu sein, ebenso wenig lassen sich Industrieanlagen nur durch ihre Funktion verstehen. Sie *sind* anderes, ihr Sein enthält *mehr* als dies, in einem Prozess zu *funktionieren*.

Funktionen sind stets nur *Einseitigkeiten*, Abstraktionen. Sie werden getragen von etwas, das für sich selbst eine Wirklichkeit ist, die auf komplexe Weise mit der Welt vernetzt bleibt. Bei *Unfällen* tritt diese Tatsache unübersehbar her-

vor. Was eben noch bloßes Mittel zum Zweck schien – z.B. eine chemische Anlage –, offenbart bei Unfällen unübersehbar ihre *eigene* Wirklichkeit.

Wir haben in den Fabrikanlagen Naturprozesse in die Menschenwelt hereingeholt. Und die Natur ist stets auch das Andere dessen, was Menschen von ihr wissen und erkennen. Die „Natur“ steht insofern der „Kultur“ gegenüber, dass sie ihre eigene Wirklichkeit bildet. Wir nutzen in unseren Techniken einige Aspekte dieser Wirklichkeit zu unseren Zwecken. Doch die Dinge lassen sich nicht in diese Zwecke auflösen. Sie behalten ihre eigene Wirklichkeit immer noch für sich.

Ein Stahlträger im Dach einer Fabrikhalle erfüllt zwar auch die Funktion, das Dach zu tragen. Doch bleibt Eisen eine eigene Wirklichkeit, die sich dann zeigt, wenn die zweckmäßige Funktion *entfällt*, wenn sich die Dinge – befreit vom menschlichen Zugriff – wieder in ihrem Eigenen entfalten können. Wie gesagt: Bei Unfällen tritt diese Seite negativ hervor, wenn etwa ein Gebäudedach bei einem Unwetter einstürzt und Zerstörungen hervorruft. Dann zeigt sich, dass ein Gebäude, eine Maschine usw. neben dem *Dienst*, den sie für die menschlichen Zwecke erfüllen, durchaus noch ihr eigenes, natürliches Sein besitzen, das sich mitunter völlig unerwartet offenbart. Diese *dunkle Seite der Natur* bleibt an allen Dingen erhalten, wenn wir sie für unsere menschlichen Zwecke funktionalisieren und einem strengen Regime der Kosten- und Prozesskontrolle unterwerfen.

Bei Katastrophen, wenn sich die Dinge der Kontrolle urplötzlich entziehen, zeigt sich, dass die Fesselung der Aufmerksamkeit in der Produktion an die bloße Funktion eine vergängliche Illusion war. Wir haben bei allem Funktionieren vergessen, dass hier immer noch eine *natürliche Wirklichkeit* in Dienst genommen wird. Der bloß funktionale Blick erweist sich dann als Täuschung, als große Illusion. Die Dinge scheinen zu uns zu sagen: Wir sind nicht nur Mittel zum Zweck, wir haben ein eigenes Sein, haben unsere eigene Wirklichkeit jenseits eurer Pläne und Berechnungen.

Der Vorschein der Wahrheit am Vergänglichen

Der dunklen Seite der Natur, die wir in unseren Produktionsprozessen in die menschliche Wirklichkeit hereingeholt haben und die sich in Unfällen oder Katastrophen unvorhersehbar auf *ihre eigene Weise* entfaltet, die sich menschlichem Planen und Berechnen entzieht, dieser dunklen Seite steht ein ganz anderer, friedlicherer Aspekt gegenüber. Dieser Aspekt zeigt sich gerade dann, wenn Industrielandschaften ihre vermeintlich *einzig*e Funktion verlieren, wenn sie durch technischen Wandel, durch eine Umstrukturierung der Märkte aus dem strengen Regime der Kostenkontrolle entlassen sind. In der Unterscheidung zwischen

brauchbar und unbrauchbar, nützlich und nutzlos scheinen sie dann die Grenze vom Nutzen in die Nutzlosigkeit zu überschreiten.

Doch gerade durch diesen Grenzübertritt zeigt sich nun das, was die Dinge sind, wenn die verblendende Maske der Funktion von ihnen genommen wird. Nun tritt an Stahlträgern, Gebäuden, Fenstern, alten Maschinen oder Werkzeugen etwas ganz anderes hervor, etwas, das immer schon in diesen Dingen darauf wartete, sich zu zeigen, sich zu offenbaren: Ihre eigene Natur, wie sie sich in der Landschaft, in der die vormaligen Produktionsinstrumente eingebettet sind, in ihrer Wirklichkeit und Wirksamkeit entfalten. Die Natur erobert sich dann die von ihr geraubten Teile zurück und führt sie wieder ein in ihr eigenes Leben.

An aufgelassenen Fabriken, an aus ihrer Funktion entlassenen Gebäuden und Maschinen, Kränen oder Türmen wird das offenbar, was die funktional gefesselte Aufmerksamkeit wirtschaftlicher Verwertung *vergessen* hat. Jedes Ding, das die Menschen für ihre Produktion nützen, *bleibt* bei aller vollkommen scheinenden Aufgabenerfüllung ein Stück Natur. Diese eigene Natur – die sich mitunter auch plötzlich und katastrophal offenbaren kann in den Unfällen im Produktionsalltag – ist nicht verschwunden, sie löst sich nicht auf in den produktiven Zweck, sie schlummert unter der funktionalen Oberfläche. Solange, bis die Industrieanlagen dem produktiven Zugriff entzogen werden.

Was also *lehren* uns scheinbar nutzlose gewordene Fabrikgebäude, leere Zechen, erkaltete Schornsteine oder rostende Gleise? Sie lehren uns die innere Wahrheit der Dinge, die wir achtlos alltäglich nutzen. Sich selbst überlassen, eröffnen sie die Möglichkeit, die gefesselte Achtsamkeit der Kostenkontrolle zu befreien und wieder *sehen* zu lernen. Wir lernen sehen, wie die Dinge in ihrer Natur sind: Eisenträger, Schornsteine oder Mauerwerk der Gebäude sind ein Teil der Erde, den sich die Pflanzen und Tiere zurückerobern, sobald sie dem menschlichen Zugriff entzogen werden.

Wenn man dies wieder *achtet*, wenn man den Dingen die Achtung zurückgibt, die eine gefesselte Aufmerksamkeit der produktiven Zweckmäßigkeit ausblendet und ignoriert, dann durchschauen wir auch eine grundlegende Täuschung, die das menschliche Produzieren durchherrscht. Diese Täuschung besteht in dem Glauben, dass sich mit der Beherrschung *technischer* Funktionen die *Natur* beherrschen lässt. Die Natur lässt sich nicht beherrschen, wir können nur einige ihrer Wirkungen nutzen, freilich ohne sie damit ihres natürlichen Zusammenhangs zu entkleiden.

An alten Fabrikanlagen offenbart sich dieses Lehrstück der Naturphilosophie auf friedlichem, auf einem freundlichen Wege, eben weil hier die Dinge der Natur zurückgeschenkt werden. In den ökologischen oder anderen Großkatastrophen der Moderne bahnt sich diese Einsicht einen ganz anderen, mitunter grausamen Weg ins Bewusstsein der Menschen. Gerade dadurch, dass man alte In-

dustrieanlagen nicht *neu* funktionalisiert, sie ausschachtet oder in Museen zu bewahren trachtet, zeigt sich diese grundlegende Wahrheit, die zu lernen für die Menschen in den nächsten Jahrzehnten unabdingbar sein wird.

Das geschützte, bewahrte Denkmal unterscheidet sich grundlegend von alten Industrieanlagen, die man für eine Weile oder gar für immer sich selbst überlässt, ihrem eigenen natürlichen Gesetz anheim stellt. Es reproduziert ästhetisch, was die Funktionalisierung der Produktion im wirtschaftlichen Alltag ohnehin vollzieht. Ein im Museum oder ein im Denkmalschutz pfleglich bewahrtes und restauriertes Zeugnis der Vergangenheit kopiert den Produktionsprozess: Das museale Produkt ist der Schein der Unvergänglichkeit, des Bleibens. Doch die Dinge bleiben nicht, sie sind vernetzt mit einer Natur, deren Wesen *lebendig* und deren Erscheinung der bleibende Wandel ist. Ein geschütztes Denkmal durchtrennt diese Verbindung zur Natur ebenso, wie ein Fabrikgebäude die darin ablaufenden Prozesse vor der Umgebung schützt, um *funktionieren* zu können.

Ich möchte diesen Gedanken nicht so verstanden wissen, dass damit gegen die Bewahrung von Kulturgütern in Museen gesprochen würde. Es ist aber wichtig einzusehen, dass Museum und Denkmalspflege nur den produktiven Zugriff der Menschen auf vergangene Produkte erweitert und sie somit der Vergänglichkeit zu entreißen versucht. Hier setzt sich dieselbe ästhetische Haltung fort, die auch den produktiven Alltag bestimmt: Nur, was einem Kunden als *wertvoll* präsentiert wird, mit Katalog und Gebrauchsanweisung versehen, wird der Aufmerksamkeit für Wert befunden. Der Zugriff bleibt erhalten, auch wenn er einer unmittelbar wirtschaftlichen Nutzung entkleidet wird.

Die Differenz zwischen Alt und Neu

Die Ökonomie des modernen Kapitalismus zieht nicht nur immer wieder die Grenze zwischen brauchbar und unbrauchbar – nicht nur bei Industrieanlagen, auch bei Menschen –, sie wird getrieben durch die endlos vollzogene Differenz zwischen Alt und Neu. Innovationen sind die Quelle für Gewinne, sei es durch neue Produkte oder durch neue Produktionsverfahren. Eine Neuerung erlegt der herkömmlichen Produktion den Zwang auf, gleichfalls eine Innovation vollziehen zu müssen, um im Geschäft zu bleiben, um dem Wettbewerb standzuhalten. Dies aber führt dazu, dass die Neuerung Allgemeingut wird, also zum Gewöhnlichen, zum *Alten*.

Das, was heute „neu“ ist, wird morgen ebenso gewiss „alt“ sein. Der permanente Innovationsprozess, der den Beschäftigten bis an die Grenze der Erträglichkeit eine „Flexibilität“ abverlangt, wälzt auch die industrielle Produktion in immer kürzeren Produktzyklen um. Ganze Landstriche werden in Boom-Towns verwandelt, die durch hektische Aktivität und beschleunigtes Wachstums ge-

kennzeichnet sind. Doch nach Jahren der fieberhaften Aktivität und umfassender Erneuerung, die tradierte Formen in den Malstrom der Produktion hereinzieht, können konjunkturelle Einbrüche ganze Wirtschaftsregionen auch wieder ins Abseits des Weltmarktes zurückwerfen. Zurück bleiben dann Industrielandschaften, die kaum noch einer wirtschaftlichen Verwertung zugänglich sind.

Dieser rastlose Prozess der Erneuerung ist also ein ebenso rastloser Prozess des Veraltens, der Ausscheidung. Die immer wieder *praktisch* vollzogene Differenz zwischen Alt und Neu zieht die Unterscheidung zwischen nützlich und nutzlos nach sich und macht auch nicht Halt vor den eigens für die wirtschaftliche Verwertung errichteten Gebäude.

Der Blick ist hierbei ausschließlich auf die Innovation, die Neuerung geheftet, die Aufmerksamkeit der Menschen richtet sich auf das, was auf sie zu kommt. Dieser atemlosen, beschleunigten Veränderung liegt eine seltsame Verengung des Blickwinkels zugrunde. Denn „neu“ kann etwas nur sein, wenn es sich vom Alten *unterscheidet*. Die Wertung, etwas sei *neu*, wird immer als *Differenz* im Urteil vollzogen, eine Differenz, die das Neue vom Alten trennt.

Das Neue *lebt* also nur vom Alten. Darin liegt das verborgene Gesetz des Wandels. Der Philosoph Baruch de Spinoza spricht im 52ten Brief davon, dass die Definition eines Begriffs nur durch *Negation* erfolgt: *negatio est determinatio*. Derselbe Gedanke findet sich bereits tausend Jahre früher in der buddhistischen Philosophie, worin gesagt wird, dass man etwas nur dadurch in seiner Bedeutung, seinem Inhalt wirklich erklären kann, dass man darauf verweist, was etwas *nicht* ist.

Das Neue ist nur das *Nicht-Alte*. Man kann es nicht positiv definieren oder bewerten. Auch ökonomisch kann man nicht sagen, *warum* ein neues Produkt einen größeren Markt zu erobern erlaubt: Es lebt davon, sich vom alten Produkt zu unterscheiden, wie das neue Produktionsverfahren nur dadurch eine Kostensparnis bedeutet, dass es im *Wettbewerbsvergleich* mit herkömmlichen Produktionsmethoden oder Industrieanlagen einen Vorteil zu erzielen erlaubt. Der Wettbewerb ist der tätige Vergleich, der philosophisch in der begrifflichen Differenz zwischen Alt und Neu im Urteil vollzogen wird.

Die Aufmerksamkeit wird vom Neuen gefesselt, mißachtet das Alte, und dennoch lebt das Neue ganz und gar aus und durch den Vergleich mit dem Alten. In diesem Gedanken verbirgt sich eine wichtige Erkenntnis, die gerade Industrieanlagen in ein ganz anderes Licht rückt, die dem Zugriff wirtschaftlicher Verwertung deshalb entzogen werden, weil sie nicht mehr dem „neuesten Stand der Technik“ entsprechen, weil sie durch Innovationen, durch *Neuerungen* verdrängt werden.

Die Gegenwart kann sich selbst nur dadurch in ihrer Modernität definieren, dass sie sich von der Tradition unterscheidet. Um dies zu ermöglichen, muss die Tradition, muss das Vergangene aber zugleich *gegenwärtig* sein. Die museale Präsentation tradierter Kulturgüter ist selbst eine *moderne* Präsentation; sie zeigt Kunst- oder Kulturobjekte als Teil des *modernen Lebens*. Man meint alten Meistern, tradierten Kunstformen, konservierten Gebäuden gerade dadurch ein besonderes Lob zu spenden, dass man ihre *Aktualität* preist, dass man Modernität in ihnen entdeckt.

Hier fehlt die Einsicht, dass nur dann, wenn wir die Dinge, die dem Zugriff wirtschaftlicher Verwertung, dem Zugriff der neugierigen Aufmerksamkeit der Medien *entziehen*, sie ihre eigene Geschichte erzählen können. Diese Geschichte müssen wir hören, um verstehen zu können, wie dieses Uralte als Folie der Unterscheidung die Quelle zum Verständnis dessen bildet, was an modernen Zeiten *modern* oder *neu* erscheinen kann. Die Aufmerksamkeit muss die Möglichkeit haben, diese Unterscheidung immer wieder vollziehen zu können.

Die Ästhetik des Vergänglichen

Dazu sind alte industrielle Kulturgüter im Schatten ihrer eigenen Vergänglichkeit in einem herausragenden Sinn geeignet. Gerade dadurch, dass sie keine Funktion mehr erfüllen, dass die Schatten einer vergangenen Technologie als „veraltet“ an ihnen erscheinen kann, begreifen wir, was am Neuen der permanenten Innovationen nun eigentlich *neu* ist. Und dieser Vergleich offenbart, wie *gering* diese Differenz oftmals ist, wie wenig neu das Neue tatsächlich ist. Gerade dann, wenn die Licherwelt der Werbung von den Dingen abfällt, offenbaren sie die Leerheit und den bloßen Schein der Funktionen, die sie für eine Weile im Wirtschaftsprozess oder im Alltag unentbehrlich zu machen scheint.

Der Blick auf das Vergangene eröffnet eine ganz andere Sichtweise auf das, was die Aufmerksamkeit des Alltags fesselt und beinahe vollständig zu erfüllen scheint. Er offenbart eine mehrfache *Wahrheit* des schönen Scheins der Neuerung und Modernität. Für diejenigen, die mit den Anblick, mit der Erfahrung alter, funktionslos gewordener Industriegüter vertraut sind, zeigt diese Modernität dann hinter der Maske, die ihr von den Medien und einem globalen Marketing aufgesetzt wird, nur deren eigene Zukunft. Gerade der Blick in das Vergangene offenbart die Vergänglichkeit des Gegenwärtigen und bewahrt vor der Täuschung, darin etwas dauerhaft festhalten zu können. Im umtriebigen Lärm einer rastlosen Innovation, die unaufhörlich neue Gebäude errichtet, sie mit neuen Maschinen füllt und darin möglichst *junge* Menschen zu beschäftigen trachtet, klingt immer auch die Stundenglocke der Vergänglichkeit.

Nimmt man das Gegenwärtige als etwas, was identisch ist mit seinem Anschein, mit der bunten und lauten Medienresonanz, hält man sich daran *fest*, so wird dann, wenn das Neue zum Alten wird, die Ent-Täuschung dieser Täuschung vorprogrammiert. Wenn Gebäude, vom Wettbewerb verdrängt, nicht sofort abgerissen und durch neue, funktionalere ersetzt werden, wenn sie eine Weile unberührt und ohne wirtschaftliche Nutzung stehen bleiben, dann *zeigen* sie diese innere Wahrheit des Wandels. Sie zeigen auch, dass das Leben der Industriekultur keineswegs nur im Management besteht, das die Ziele und Funktionen für Industrieanlagen vorschreibt. Das alte Gebäude, nutzlos geworden, offenbart sich als Natur, die ein ganz anderes Leben, eine ganz andere Schönheit als die der funktionalen Zweckmäßigkeit unter dem Schleier wirtschaftlicher Verwertung verborgen hat.

Kultur und Natur

Es ist, als hätte man mit der Funktion auch die Fessel der Wahrnehmung entfernt. Wir können an den Ruinen der Industriekultur überdeutlich erkennen, dass die Natur sich nicht einsperren lässt, dass sie immer noch in den Gebrauchsdingen der Produktion und des Verbrauchs enthalten ist. Sie verbirgt sich unter einem Schleier der Nützlichkeit. Und sie verbirgt ihre eigene Schönheit unter diesem Schleier. Es ist eine Schönheit, die sich zeigt, wenn man die Dinge nicht im Griff haben möchte – etwas im Griff haben, das ist die Hauptfunktion eines *Managers* –, sondern ihnen Achtung und Beachtung schenkt so wie *sie* sind.

Kultur gibt es nur in Differenz zur *Natur*. Wie die Unterscheidung zwischen nützlich und nutzlos, zwischen alt und neu, so vollzieht sich auch die Unterscheidung zwischen Kultur und Natur als unaufhörlicher Wandel, als endloser Prozess. Was eben noch Kulturgut war, kehrt zur Natur zurück und zeigt, dass es von dieser Natur nie getrennt war. Was ein Ding, eine Produktionsanlage, ein Gebäude in ein Kulturgut verwandelt, ist nur eine andere Weise, unsere Aufmerksamkeit auf dieses Ding hin zu organisieren. Wir lernen im wirtschaftlichen Alltag, einfach die Natur in den Kulturgütern zu *übersehen*, weil wir nur auf deren Funktion blicken.

Gelassenheit – im Blick auf den Wandel

Dies, immer auch Natur mit sich zu tragen, damit auch die Naturschönheit unter der Oberfläche der Funktion zu bewahren, das wird an Orten wie diesem hier offenbar. Wer zu schauen vermag, der kann darin eine tiefe Weisheit des Lebens erblicken: Die Funktionen der Dinge, die wir sehr häufig mit kultureller Modernität verwechseln, beruhen auf einer Täuschung.

Diese Täuschung liegt darin, dass man glaubt, nur das Aktuelle, das Gegenwärtige, das Neue sei *wirklich*. Es ist gewiss wirklich, doch nur im genannten Sinn der Unterscheidung vom Alten. Es ist auch nur dadurch ein Kulturgut, dass es sich von der Natur abzugrenzen trachtet, die Natur durch Mauern, Dächer und Fenster fernzuhalten versucht. Die Vergeblichkeit dieser Grenzziehung wird offenkundig, wenn in den funktionslos gewordenen Gebäuden einer früheren Industriekultur die Natur sich ihr Terrain zurückerobert, wenn Pflanzen und Tiere harmonisch mit dem natürlichen Gehalt der Kulturgüter wieder zusammenleben. Die Pflanzen und Tiere machen praktisch vor, was wir durch die Grenzziehungen in unserer Industrie ausgeblendet haben: sie zeigen, dass die Dinge, die wir wirtschaftlich nutzen, nur von der Natur geborgt waren, dass die Grenzen zwischen unseren wirtschaftlichen Zielen und dem natürlichen Sein eine *künstliche* Grenze ist. Wir können darin also jenes Loslassen lernen, das sich fern weiß von der Abhängigkeit vom jeweils Neuesten, Aktuellsten, das dann doch unter den Händen zerrinnt und dessen Geschmack in der heraufziehenden neuen Mode schal wird.

In jener Gelassenheit, die das Vergängliche im Neuen schon erkennt, wenn es heraufzieht, liegt eine tiefe Befreiung. Heidegger sagt in seiner Rede zur „Gelassenheit“:

„Unser Verhältnis zur technischen Welt wird auf wundersame Weise einfach und ruhig. Wir lassen die technischen Gegenstände in unsere tägliche Welt herein und lassen sie zugleich draußen, d.h. auf sich beruhen als Dinge“.

Wir lassen die Dinge in ihrem natürlichen Wandel. Was wir uns von der Natur geliehen haben, geben wir ihr zurück und finden darin eine Gelassenheit, die im Vergangenen ebenso den Schatten des Neuen erkennt, wie in der innovativen Dynamik nur die Spur der Vergänglichkeit. Aus dieser Gelassenheit erwächst dann ein ruhiger Blick auf das, was die Menschen auszeichnet, die diesen Wandel erfahren, ohne sich in ihm zu verlieren. Mit diesem Verständnis erblicken wir dann in der lebendig sich verändernden Industriekultur die Spuren des eigenen Wesens. Ein gelassener Blick jenseits der Dualität von alt und neu lässt die Dinge – paradox formuliert – immer wieder neu *als* alte erscheinen. Und darin offenbart sich eine Natur, die im Bleiben des Wandels ein Zuhause, eine Heimat findet, in der Mensch und Natur wieder versöhnt sein könnten.